

den ganzen Tag über Witze. Mit dem Tage aber, an dem Sabcha mein Haus betrat, wurde der Himmel finster für mich. Ihr Gesicht war sehr abgemagert, seit ich sie zuerst am Brunnen gesehen hatte, und sie sah kränklich aus. Nur ihre Augen waren noch so schön wie damals.

Vom ersten Augenblick an, da sie unter meinem Dach weilte, wollte sie meine Herrschaft nicht anerkennen und mir nicht gehören. Ich weinte, flehte, schimpfte, ja, zuletzt schlug ich sie, bekam aber immer nur eine Antwort von ihr: Nein! — Wenn sie wenigstens geweint oder gebettelt hätte, so hätte ich es eher ertragen, aber sie war wie eine Stumme.

Tage, Wochen, Monate gingen vorbei, immer schwieg sie. Arbeitete, aß und sprach dabei kein Wort. Ich brachte sie nicht wie üblich in das Haus meiner Eltern, sondern mietete für uns eine eigene Wohnung. Brot hatte ich von der Ernte her für den ganzen Winter vorrätig, auch eine Kuh hatte ich, damals arbeitete ich beim Häuserbau und verdiente sehr viel Geld. Ich wollte Sabcha wie eine Tochter des Sultans behandeln. In der ersten Zeit arbeitete Sabcha, niemand hätte besser Wasser schöpfen, Brot backen, kochen und waschen können. Wenn ich von der Arbeit kam, fand ich mein Essen vorbereitet, mein Esel stand im Stall, die Kuh war gemolken und die Krippe frisch gefüllt.

Seit ich aber anfing, sie zu schlagen, hörte sie auf zu arbeiten. Wenn ich müde und hungrig von der Arbeit nach Hause kam, war kein Brot gebacken, kein Essen bereitet, die Kuh hungrig und die Krippe leer, und Sabcha lag faul herum und rührte sich nicht. Müde machte ich alle Hausarbeit, und wenn ich wütend wurde, schlug ich sie. Jeden Abend schlug ich sie. Wenn ich etwas Zucker oder Reis nach Hause brachte, warf sie es zum Fenster hinaus, und ich blieb immer hungrig und böse. Einmal schlug ich sie so, daß sie blutig am Boden lag.

Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, war sie verschwunden; sie war zu ihrem Vater nach Merar geflohen. Ich wartete einige Tage und hoffte, sie würde vielleicht von selbst nach Hause kommen

oder vom Vater gebracht werden. Sie kam aber nicht. Nach einer Woche ging ich nach Merar. Als ich ins Dorf hineinging, traf ich sie wieder am Brunnen, einen Krug Wasser auf dem Kopfe. Sie ging aufrecht und sprühte vor Leben. Ich sah sie und begehrte sie noch heftiger.

Am selben Tage erzählte ich ihrem Vater alles, was seine Tochter mir angetan hatte. Abends nahm er sie vors Haus, band sie an den Zaun und schlug sie derart, daß sie beinahe tot umfiel. Dabei stieß sie keinen einzigen Schrei aus. In derselben Nacht brachte ich sie nach Hause. Eine ganze Woche lang war sie ruhig, machte die ganze Hausarbeit und schwieg wie immer.

Ich freute mich und dachte, sie hätte sich gebessert. Aber als ich mich ihr nähern wollte, stieß sie mich zurück, und wieder hörte ich das verhaßte „Nein“. Maßlose Wut packte mich, und ich schlug auf sie ein wie noch nie; mit Händen und Füßen. Was mir unter die Hände kam, warf ich nach ihr, doch sie blieb stumm.

Am nächsten Morgen, als ich erwachte, fand ich sie nirgends. Auch bei ihrem Vater war sie nicht. Als ihr Vater und ich sie abends suchten, fanden wir sie unter einer Brücke bei Jawne kauend, hungrig, zitternd und halb tot. Zwar war niemand bei ihr, aber ich erinnerte mich der Worte Attalas von damals, und eine höllische Eifersucht packte mich. Wenn ihr Vater nicht dabei gewesen wäre, hätte ich sie erschlagen. Ich band sie auf meinen Esel und brachte sie ins Haus meiner Eltern. Seitdem lasse ich sie nie allein. Den ganzen Tag liegt sie gebunden, und meine Mutter bewacht sie. Neulich, als meine Mutter in die Stadt gehen mußte, brachte ich sie hierher.“

Als ich versuchte, Muhammed zu überreden, sich von seiner Frau zu scheiden, wurde er böse und verließ mich.

Ein Jahr später traf ich ihn und seine Frau. Er sah gesund und kräftig aus, sie war schwach und elend. Auf ihren Armen trug sie ein Kind.

„Sie hat sich beruhigt“, sagte er leise.

Seinen Sohn nennt Muhammed „Jabnau“ (der aus Jawne stammt).